



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Das schöne Westfalen**

**Mielert, Fritz**

**Dortmund, 1921**

Text

---

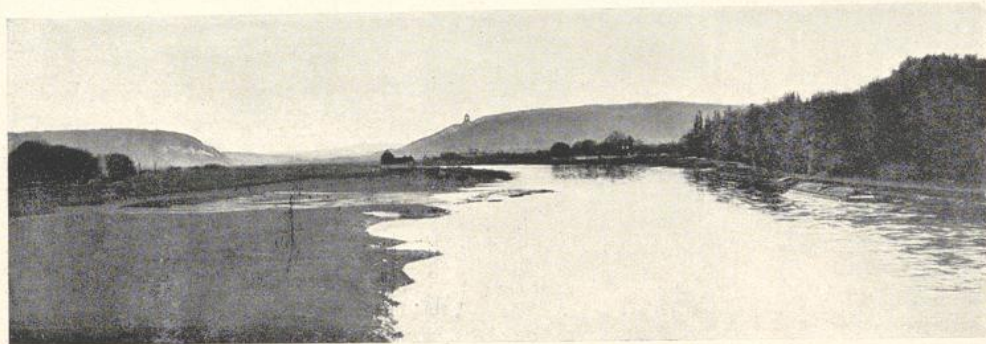
[urn:nbn:de:hbz:466:1-95309](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-95309)



scheidender Frühlingstag an der Weser großem Bergtor. In bräutlich verträumten Blütenbäumen der Klanghämmernde Stimmenschlag der Finken. Und wiegendes Hin- und Wiederzwitschern von Lerchen über nasser Saat, die Abendruhe der Luft mit linienzierlichen Tönen durchsäumend. Ein Wagen flirrt auf dem Wege, der hinten am Berge unter dunklen Pappeln hinführt. Und diese sind braungrün hingewischte Irrlichtgespenster, schattenhaft und pinselspitz. Ein Zug verknattert klar, klein und kleiner in der gigantischen, leeren Ferne, die gen Westen lockt.

Um mich her ist alles Weichheit, Milde. Das wintertrockene Schilf vorn am ruhigen Wasser so still; die hohen Halme wiegen hin und her, haarweiche Schöpfe, berührt von unsichtbaren Händen. O, diese Feier in der Landschaft, in der ich allein zu Gaste bin! Weit weg ist die Welt in dieser Stunde und weit hin erst fernenschwaches Hundebellen, rote Dächer, weiße Wände . . . Am Wasser, das gründig dunkel ist, beschaunt sich der Bäume Jugend im knappen, neuen, graugrünen Knospenkleid. Der Wittekindsberg hinter ihnen aber ist mit unerhörter Macht hingeworfene Ruhe. Gewölbt, massenschwer, trügerisch träger Leib eines Märchendrachs, der von weit aus dem Norden bis zur Weser hin sich geschoben hat. Violettschwarz ist die in ihrer gerechten Gleichmäßigkeit unheimliche Bergmasse und zeigt hier und da hellgelbe Frühlingstupfen und weiße Blütenflocken. Nach Norden hin aber blau-duftig vergehend und mit einigen ultramarinfarben hinein sich wühlenden Falten.

Unfäglich sonderbar ist diese Landschaft und dabei ihre Sprache so deutlich, daß man sie versteht, sobald man ihr lauscht und erschauert, sobald man sie versteht. Hier der Wittekindsberg, der große, blandunkle Schrein aller Sagen und Wunder der fränkischen Sachsenzeit. Wittekind und sein glänzender Reitertröf schlafen in der Berghalle. Edelgestein und Gold sind um sie her in schweren, uralten Truhen, und die Wände schimmern von Demanten. Das Tempelchen, das über dem Strom auf des Berges Stirn aufsteigt, ist ein Krönlein auf dem geduckten Kopf des großen Drachs. Jeden Augenblick kann sich der Kopf heben, der Berg öffnen und seine glänzenden Wunder herauslassen. Gegenüber der Jakobsberg, schröndig, schütter, steil zurückbäumend vor dem Wasser. Pappeln, hochschlanke Goliathe, stützen stracks hinauf zum First; Steinschutt rutscht unter ihnen weg: Sizilianische Wildheit im kühlen Norden, an der Grenze des Nebelheims! Lechter, verflingender Klang der wogenreichen Bergschönheiten, die von Trapani und Syrakus Gefilden an mit himmelanjauchzenden Arien und Hymnen die Lande füllen, auf und nieder, hoch und höher, die Wolken wildküssend, Sterne zu sich niederzwingend. Von den Seiten



Die Weisfällische Pforte, von Minden her gesehen.



und selbst aus Hellas blauen Wassern aufspringend, herbeiströmend, in den Wäldern des Weserlandes mit Mühe sich zu lyrischem Sange besänftigend und dann mit einem halb unterdrückten Aufschlag, einer fragenden Terz, im Jakobsberg an der Weser jäh vergehend. Drüben aber ruht schwer, verschwiegen, blaue Märchenschönheit mit seinem weichen, felsdurchwirkten Mantel deckend, der lastende Berg des Nordens, der Berg des Herzogs Wittekind . . .

\*

Über den hohen Waldbäumen hinjagt das Geisterheer. Es rauscht aus den dunklen Fichtenschluchten herauf und der Finken Schlag verstummt. Unsichtbar wehende Mäntel und Flügel umfledern uns, und unter der Last der auf und hin wogenden Herrischen, Hohen schwanke die Kronen der herkulischen Bäume des Gebirges und neigen sich vor und zurück und wieder nach vorn. Und wie ein verbrauchender Zug verrollt majestätisch das geistergewaltige Raunen. Was wars? Wuotan und sein Gefolg? Oder ein Geisterhaufe aus friesischem Norden herjagend? Urwaldlieder, Aeolssang aus zeitengrauer Ahnen Tage? Geheimnisvolle Geheimnisse, die ewig in den Kronen der Waldbäume wohnen. Wie herrlich sind dieser Wald der Ahnen und seine Schluchten zwischen dem Dorfe Porta und Lübbecke! Alter Bauernburgen Spuren im dichten Gestrüpp und Baumgreise, splitterhaft, dürr, mit grünmoosigen Bärten, Greise, die ihre zermagerten Arme ringen. Jahrtausende alte, aus den Gewölben der Berge aufgewachsene Drudenheiligkeit seid ihr, strotzende Hügel und ihr, aus ihnen entborene Bäume! Unter den vandykbraunen Wurzeln, um die elfenzierliche Hahnenfußkräutlein, weißer und roter Bienenfang zwischen rotgoldenen Winterblättern mit all ihrer zwergenkleinen Seelen Andacht grünen und blühen, ruhen der alte Sachsenrecke und seine schwertscharfen Helden. Und sicherlich da und dort auch in noch dunkleren Klüften, zusammengeschreckt wie welfes Laub im Novembermond, der verdüsterten Götterpriester Schar. Dieser und jener Baum auf den Kuppen des langen Berges ist wahrhaft jammernde Heiden-

geberde, gewaltiger Götterhaine wehflagender letzter Sprosse. Die Linden auf dem Reineberge ob Lübbecke sind die wundersamsten unter diesen Bäumen.

Bergtief unter den schweigend flagenden, braunen Riesinnen breitet ihre alte vertraute Freundin ihr sauberes Kleid am blühenden Hang des Wiehengebirges: Ein Sommerlager von Häusern, die milchweißen Wände von schwarzen Balken durchmalt, rotbraune Mauern, bemooste Bretterzäune, über die sich Blütenzweige neigen. Und ein Blick auf gründämmerige Baumschatten, hinter denen das Weiß der Wände bläulich wirkt. Schön ist bei allem, daß die Häuslein fast samt und son-



Aus Lübbecke



ders klein sind und die Blütenbäume wie Jungfrauen in Brautgewändern mit Perlenketten und weißen Rosen in den ausgestreckten Händen hoch und königlich dastehen und ihre Arme über die Zäune und die roten Dächer und weißen Giebel tänzelnd schmückend breiten.

Und weiterhin Holzhausen, im Frühling ein Hölty'sches Lied. Ich sah es eines Abends, als ich von der Limburg ruine zurückkam, zu der die Wälder von allen Seiten mit aufgehobenen Armen wie zu einem altgermanischen Opfer aufsteigen. Durch schwarzes Fichtendickicht schleicht, schillernd wie Eidechsenaugen, ein mooriger Wassergraben. In ihm sah ich die Sonne ihr gleißendstes Abendgold vergraben. Zauberischeren Glanz erschaute ich selten. Einige hundert Klafter vor diesem Schatzgräberbild lag der Dorffrieden. Aber die moosigen Dächer der puppenfeinen Häuschen fuhr die Sonne noch einmal mit kosender Hand und glitt durch die Bäume umliegender Haine zurück, daß ihre noch winterlich fahlen Kronen, grüne Sommerfeuer vorahnend, aufflammten. Auf dem Kamp vor dem Park von Crollage weideten Pferde in der Frische des Abends; Obstbäume standen in ihrem weißen Hochzeitsstaat geschämig zur Seite und blinzelten in die mit hochaufstrebendem Himmelsbrand scheidende Sonne. Und ein Mann mit blinkendem Spaten ging müdschwer unter den hohen Waldbäumen jenseits des Kamps hin zu seinem niedrigen Häuslein, das das Alter mit Schönheit geschmückt hat. Man hörte das Geräusch, wenn seine Holzschuhe an etwas anstießen. Aus dem Häuschen, das dicht am Rande des Parks steht, wuchs Herdrauch, kaum zu sehen, fadenfein und wunderblau, wie eine delphische heilige Orakelflamme. Als löste sich ein frommer Gedanke der Hausbewohner und entschwebte in die Kronen der Bäume und ins abendliche All . . .



Im Dorfe Porta

Und kein Dorf und keine Burgstelle in dieser wonneblauen Bergwelt, aus der die Blütenbäume wie Schneeflocken unter lachendem Sommerhimmel leuchten, ist ohne ein Gedenken an des großen Wittekind's Zeit. Auf der Limburg bei Holzhausen fand er Linderung nach langem Leiden, das Wurzelgefroße der alten Sünden



auf dem Reineberge hütet die silberne Wiege des Herzogs, auf der nahen Babilonie stand sein Ahnenschloß, in der Wallücke, der uralten Weserscharte, durch die der Fluß einst seinen Weg genommen haben soll, verbarg er sich vor seinen Feinden, in Bergkirchen lag eine seiner stärksten Burgen und bei ihr war eine Irmen säule, eine jener zahlreichen Gedenksäulen an Irmen oder Hermann, den Wahrer altgermanischer Freiheit. Zu Füßen dieses Dorfes weilt lachende Schönheit, und Rüstern samt Apfelbäumen, Heckenrosen und alten Weiden halten vertraute Sippschaft mit den bejahrten Häuslein hierseibst. Bergpoesie in ursächsischem Lande, in dem Natur und Menschenleben von wunderbarem Gleichklang sind. Und wenn die Mutter ihrem einschlummernden Kindlein vor der sonnigen Hauswand singt:

Sloop, min Kinneken, sloop sacht,  
 zwei Engelfes nähmet di in acht:  
 ein singet an diner Waigen,  
 ein wäht di de Flaigen,

so ißt, als säusele der Frühlingswind behutsamer um die Blüten der Bäume. Und diese nahen vertraulich einander ihre Kronen, der alte Hausgiebel aber lacht übers ganze Gesicht, und zwei „Engelfes“ fliegen in ihrer buntlichten Pracht gedankenleicht zum Haus und zur Wiege.

Drüben im Dorf Porta, nicht weit von der Stelle, wo auf dem Wittekindsberge der von seines Pferdes Huf aufgestoßene Quell sprudelt, sind die Häuser behäbig, fast so groß wie die alten Sattelhöfe um Enger. Geräumig wie Noahs Arche ist mancher dieser Häuserbaue, breit gegründet, das Tor mächtig geweitet und doch im Vergleich zum Hause nicht unverhältnismäßig, die Fenster aber klein und mit traulichen Klappen, aus denen an der Stallseite zur Überraschung auch mal ein alter oder junger Pferdekopf ernst und selbstverständlich wie irgend sonst ein alteingeseffener Inwohner des Hauses schaut. Und sieht man das zahlreiche Geflügel, das auch sein besonderes Fensterchen hat, zu dem es über ein steiles Leiterchen hinaufstolpert, so denkt man eines andern alten Kinderreims:

Heija, popeija, sloh't Kuikelfen dand,  
 stieff et int Pöttken, dann werd et nit graut,  
 dhau der en Klümken Buetter drin,  
 dann kritt usse Kind ne smiedigen Sinn.

\*

Ein Stündchen weiter liegt Minden, eine der eigenartigsten Städte, die der deutsche Boden, nicht nur der westfälische, trägt. Die griesgrauen Kirchen auf Hügeln, die steil sind und um die eine Gassenwelt sich drängt, in deren vielversteckten Winkeln Till Eulenspiegel grinst. Verwaschen blaßbunte Wände, platte, eckige Bänche, darüber Giebel, von denen gar viele gegenwillig sind, erregte Widersprache führen und einer dem andern am Ohre hängt. Eine urdrollige Reihe von Köpfen, in denen kurios sprunghafte Geister spuken. Verschiedenartige, aber einfache Nasen sitzen an Brust und Bänchen, eingebuchtete Gassenfluchten krümmen sich gegeneinander, und hinter den graublauen verwischten Wänden und Giebeln sitzen rote Riesendächerberge, wie man sie nicht zu oft sieht. Sie rücken bis dicht an die Kirchen. An der von St. Martin setzt sich hart vor die Tür, über der ein winterrauhes Martinsrelief im dunklen Steine friert, ein Häuslein mit einem windigen Leiblein und über den pfiffigen Kopf eine überhohe Narrenhaube gestülpt, an deren steifem Zipfel nur die Schelle fehlt. Treppen steigen auf und nieder und führen zu anderen Kirchen, die ungefüge



sind, niedrige, lange steinerne Zelte mit einem groben Turmpfahl am Ende. Die Simeonskirche ist ein Wunder der Nacht. Ihr tiefbuntes Chorgewölbe ist wie die ausgespannte Flughaut einer Fledermaus aus einer phantastischen norddeutschen Sage. Darunter tröpfeln aus neuen, aber guten Glasfenstern Ströme von Gold und rotem Blut in die Nacht des Chores. Dabei ein anderes Fenster, dessen bläulicher Purpur verdämmende Mitisommernachtswende ist. Und an den Chorstufen eine messingne Tauffünfte, mädchenhaft geschmeidige Renaissance. Aber das Beste an ihr sind die drei Füllstreben, drei fliehend gebannte Märchengedanken. Die Schnörkel haben die Ungefügigkeit des Metalls und satter, zufrieden sich windender Schlangenleiber, an deren unteren die Köpfe dickbenasteter Menschentiere sitzen. Oben jedoch schnellen mit gespreizten Fittichen drei Menschenkörper in die Leere. Oder vielmehr, sie wollen schnellen. Ein köstliches Besitztum der alten Stadt, neben der nur noch eines bestehen kann, die Fensterpracht des Domes! Nur Straßburg und Oppenheim haben etwas Ähnliches, aber nichts Schöneres. Über alle Maßen erfreuend sind sie, wie Fächergeflecht spanischer Goldschmiede, und über alles Entzücken groß. Und der Dom selbst ist in seinem Innern edel und weise, sich mit den schwingenden Gewölbegräten und seinem Meer voll selbst in der Erstarrung weicher Höheit der lebenswürdigen Grandezza der Fenster vermählend. Berückend im Sonnenglanz, aber unendlich mehr berückend, Märchenhallen, wenn Nebeltrübnis oder ein Schneehimmel Minden zudeckt. Das platereske Gestäbe dunkelt dann in tiefstes Schattenbraun oder helles Umbra. Bei einem der Fenster mischt sich der Schein grüner Gläser mit dem fast ebenholzschwarzen Dunkel des Gestäbes. Tausendmal im Jahre wechselt der Zauber dieser Fenster; denn zu allen Tagzeiten heften sich neue Wunder an ihre minnigliche Feinheit.

Wenn ich Mindens gedenke und seines alten Namens, das nichts anderes als Minne, Wonne bedeutet, so erstehen meinen Sinnen in Dankbarkeit zuerst die märchenschönen, frauenfeinen Fenster des Domes, die schönsten Westfalens.

\*

Nicht weit jenseits der Weserscharte blüht die gepflegte Welt des Kurparks von Oeynhausen. Eine Welt, noch nicht hundert Jahre alt und doch bezaubernd wie eine Fatamorgana des chevaleresken 18. Jahrhunderts; leise aufklingendes Echo der großen Romantik von Sanssouci. In dem Fontänenbassin vor dem Kurhaus zerjagen zwei silberhell steigende Wasser breit verschwimmendes Sonnengold. Die Frische der aufschießend zerprühenden Fontäne malt sich wie eine saubere Emailleminiatur vor dem tannendunklen Parkhintergrund. Gemäldehafte Schönheit, die um so verführerischer ist, wenn eine der abendlichen Westenprächte über Oeynhausens ruhengeweihtes Dorado hinzieht, etwa angegoldete Lämmerwolken, die auf fein graublauer Weite weilen, hinter der manche nichts als äonengewaltige Finsternis, andere den Himmel samt lichtschwelgenden Sälen und Gottvater, den märchenschönen König der Welt sehen. Oder, wenn man in der letzten Sonnenstunde am großen Wasserbecken steht, hinter der blutrostrigen Buche, die im Herbst nur noch mit wenigen, aber um so schöneren rubinroten und braungoldenen Blättern behangen ist und deren Äste sich spreizen wie die eines indischen Nussbaumes. Den Zweigeschirm dieses Baumes durchglüht dann gelb sterbende Himmelsverklärung, und schäumender Schnee, der perlend zerrauscht, sind die beiden auf- und nieder-



steigenden Wassersäulen. Der grüne Wald hinter ihnen hält die hinsinkenden Himmelsfeuer verzehrend in seinen mystischen Gründen und läßt nur verloren flackernde Funken ins Wasser gleiten, das blank und gläsern und doch unruhig ist. Ein rechter Zauberspiegel.

\*

Wenn der Apfelbaum blüht, ist Olothos Amtshausberg die Hochzeitskrone des Wesertals. Seine frischgeackerte Gartenerde ist der rotbraune Grund, von dem sich die kreuz und quer ziehenden Hecken wie Girlanden und die blühenden Bäume wie Blumen darin und dazwischen abheben. Man muß auf den Winterberg steigen, wenn man diesen Anblick besonders schön haben will, nicht auf den Amtshausberg, von dem aus man freilich am besten auf die neuere Stadt, die blanke Flußschleife und die hohen Berge sehen kann. Wer großzügige Bilder liebt, wird sich dieser Prachtschau freuen und sie als eine der preisenswertesten schätzen, die ihm in Westfalengauen begegnen können. Vom Winterberg her hat man das rot-dächerige, mittelalterliche Olotho zu Füßen, eng in einen Kessel zwischen den Amtshausberg und die Weser gezwängt, die anmutigen Häuslein von einem Rausch grünlich- oder rosig-weißer Blüten umduftet. Die etwas entfernten Bäume, obwohl von stattlicher Höhe, sind von dem Berge her zierlich wie aus Silber geflochtene Blümchen anzuschauen, und die dazwischen aufschnellenden Pappeln sind mit grüngoldenem Geflirr bedeckt. Hinter allem aber prangt der Amtshausberg, die entzückende, große Braut-



Olotho an der Weser. Einfs der Amtshausberg

frone des Frühlings an der Weser. Kein Mangel ist in Olothos Gassen an malerischen Häusern, die, weil sie alt und etwas verwahrlost, das Gebälk dünn, Farbe und Schwärze verblichen und Kalkputz und Tünche schadhaft sind, für unsere Zeit kleine Wunder bedeuten.

Um die große Lichtschlange des Flusses reihen sich die Berge mit stillen Verheißungen. Die blauen Weserberge drüben sind voller Bardensänge. Uralte Harfnerweisen, die brausend aufklingen können wie der zornige Choral der Windsbräute, wenn sie durch die langzottigen Häupter der alten Eichen tosen. Aber lieber noch lausche ich dem Raunen, das aus den Kronen im Tale heraufwallt und geisterhaft verschwingt. Ich weiß von seligen Stunden auf engen, tiefen Lichtungen im Weserwald, wo meine Gedanken diesem Raunen nachzogen bis hoch hinauf zu den blauen Götterräumen, die hehr, wesenlos, unerreichbar in die sehnsuchtsvollen grünen Tiefen schauen.



In den Ländchen an den Flanken dieser träumeschweren Berge wohnt in roten Sachsenhäusern mit grünen Giebeln das Völkchen mit den malerischsten Frauen-trachten des Westfalenlandes. Ein unausgebildetes Geschmacksgefühl, das instinktiv unter dem Schönen für sich das Passendste wählte; ein gelungenes Ineinander-aufgehen von Barbarismus und einer Schönheit, die sich in manchem bis zur ausgeglichendsten und verblüffendsten Feinheit steigert. Welch echt schalkhaftes Weibtum ist das Nachlassen eines Stückchens vom Oberarm, und wie apart sind die umgebogenen Spitzenrüschen des Oberärmels! Wie pomphaft und zu der Gediegenheit des Bäuerlichen passend die ungeheuren schwarzen Flügelschleifen der Haube. Und diese selbst! Ihr schöngemustertes brokatnes Gold auf rotem Grunde krönt Frauen und Mädchen mit anmutvoll stattlichem, ewigem Festtum. Dazu das flammende Feuerrot des Rockes und das Schwarz des Mantels mit der krausen ungewöhnlichen Mähne. Wenn vielleicht auch nicht die malerischste, so doch sicherlich die stilisierte aller deutschen Trachten ist diese der Bückeburgerinnen. Wenn sie über die Straße wandeln, ganz überraschend zumal, sobald sie in Gruppen oder Reihen daherkommen, Scharen von Bauernköniginnen, kann man das Wesentliche ihrer Tracht mit vier, fünf Pinselflecken festhalten, so außerordentlich klar, bestimmt und genial ist diese bäuerliche Mode.

Eine himmelweite Arena ist das Wesertal bei Rinteln und Hameln. Die eigentliche Romantik hebt erst bei Bodenwerder an. Hier singen die Berge dem Flusse das Hohe Lied der Schönheit mitgebend auf den Weg. Harte grellgelbe Felsenklänge und weich dunkel im Wasser widerspiegelnde Töne von Dorfträumen in Lindenhainen und gerstolzen Pappeln an den Sandzungen. Und ein zwischen Margueriten, Steinklee und fetter Henne über vermorschten Balken niederbrechender Wassersturz, der sprungsteilen Felswand entboren. Die kühlweiße Mühle dabei und das große, steifbeinige, ewig feuchte Rad, das urgroßväterlich langsam, von grünem Wassergegglitz umblinkt, rumpumpelt, ist ein echtdeutsches Mühlenlied.

Nirgend aber ist das Weserwasser schönfarbiger als in Bodenwerder. Grün unter grünen Bergangern strömt es hin. Drüben im Waldschatten ist des vielbekannten Freiherrn von Münchhausen exotisch seltsamer Berggarten. Die Büsche, die wie die alten unregelmäßigen Stufen hinaufsteigen zum Gartenhäuslein, das mit japanischen Augen und Hut vor sich aus dunkelgrüner Nacht blickt, sind zauberhafte Dinge. Man fühlt, die Natur hat etwas von dem Wesen des sonderbaren, bombendick, aber grundehrlich lateinisierenden Jägers und länderdurchstreifenden Offiziers angenommen. Hier oben, aber noch mehr unten im bauernadeligen Hause, sammelte er seine Freunde und paffte feierlich und stillvergnügt aus seiner großen Meerschampfeife Ströme von blauem Dunst. Und je blauer die Luft im Gemach wurde, und allerlei geringelte und lang hingezogene Rauchgeister zu phantastischsten Reigen langsam und geheimnisreich ineinanderschwebten, desto lustiger funkelten die Augen des Alten, und desto schnurriger entstieg dem Hirn des klaffigsten aller Schwindelmajore jene wunderbaren Anekdoten, die heute der Welt bekannt sind.

Im Klosterfrieden der Kemnade zu Bodenwerder ruht der phantastische Geist. Vergige Enge umgibt die Gartentiefe und die alten, grünen Dächer und deren Türmlein, das Storchennest auf dem Giebel und das Zeichen des Gekreuzigten. Holzstöße für den Winter stehen vor der schattenkalten Mauer, und Gesindehäuser reihen



sich in die Runde. Ein Bildnis aus den Tagen, da die frommen Mönche übers Meer kamen, „Segensworte auf den Lippen, in der Hand das Friedenszeichen“.

Corvey, das weit größer ist und noch viel eindringlicher wirken könnte als dies Kloster zu Bodenwerder, ist nicht mehr das alte, nicht mehr dasjenige, da noch in verborgenen Hainen freie Sachsen dienten den uralten Kräften. Nicht auch mehr dasjenige, in dem Widukind von Corvey seine Annalen schrieb und Rhabannus und Gregor V. groß wurden. Ach, wo sind die göttlich schönen Schätze goldener Sinnesart und die wunderfeligen Offenbarungen spätgotischer Tafelmaler, mit denen einst das Kloster seine Altäre schmückte? O, wie grell, unerträglich ist heute die Klosterkirche mit ihren zuckerweiß gebackenen und buntgepinselten Altären und Gestühlen! Barockes Konditorenmachwerk. Die alte Zeit verkroch sich in die Düsternis der kryptenähnlichen Turmhalle, wo die Kapitäle der Säulen gekappten Palmzweigstümpfen gleichen und in die Keller und gewölbten Gänge. Sie atmet in modrigen Treppenwinkeln, wo Kröten mit gekrönten Köpfen ihr Reich haben und an dem kleinen östlichen Anbau der Kirche. Und sie steht wie eine verherzte Riesenprinzessin im Kreuzgang und wechselt ihre Reize mit jedem Mond und jeder Sonne Wandel.

Das Schloß aber ist ein einziges, langgezogenes Gähnen, leere Ode, öde Leere. Und Verwahrlosung. Hemdnackt ist es, mit wenig anmutreichen Portalen und steinfahlen Höfen. Hinten im Garten starrt ein Turm in einen faulen Tümpel. Nur wenn der Herbst kommt, schmückt sich einer der äußeren Türme mit einem Weinblattgewand wie von hellrotschäumigem Blut. Wenn die Sonne dahingreift und in den Blätterschöpfen der Parkbäume sich verwühlt, eines Parks, der wenig mehr ist, dann schlägt die Schönheit für ein paar Wochen ihr Zelt an diesem bergumfungenen Winkel an. Aber noch verschlossener ist die Kirchenfront neben dem Schlosse. Sie stößt ab, verwirrt, erregt Mitleid, denn sie ist von einer beispiellosen Zerstrentheit und Vernachlässigung. Man geht zehnmal von ihr fort, voller Empörung, und man naht sich ihr elfmal, mit bangender, bittender Erwartung, daß man schließlich doch noch etwas Reizvolles an ihr entdecken könnte, an ihr, der so unendlich Ehrwürdigen! Gewitterwolken, Fliederduft, Maiengrün und Herbstsonne umschmeicheln die Siechende, wie eine, der man vor ihrem Ende noch etwas besonders Liebes antun möchte. Vor ihrer gelbgrauen Dürftigkeit stehen auf schilderhausartigen Postamenten zwei barocke Heilige mit pathetischen Gesten. Wenn die Sonne sie umgrellt, sind sie unvergleichlich malerische leichengraue Puppen, die prächtige Schatten an die Kirchenwand werfen. Aber diesen und den petroleumhaft schillernden Fenstern schaut aus einer Nische ein Christus mit der Weltkugel, freidebleich wie ein Lazarus. Ganz oben feine, romanische Turmsäulchen in Schallöffnungen, verwittert, und Kapitäle mit hartgetrockneten Ziselierungen, zusammengeschrumpfte Mumienköpfe.

Die alte Poesie von Corvey lebt draußen unter den Einden zwischen der sonnenumflossenen Klostermauer und der glanzströmenden Weser. Der Rasen unter den Einden ist weich, und die Sonne wirft lichtgoldene Decken darüber. In den Kronen der Bäume schweben die Sänge des Epos von Dreizehnlinden. Unter dem heiligen Reigen der Einden hin schaut man auf lichtdurchtränkte Fluren, und Glockenläuten eines fernen Dorfes tönt verloren in die grüne Weihenacht des Traumes Spätgeborener. Nahebei spiegeln des Dienstvolks rohe Wohnungen sich herb im schwarzen Tümpel des einstigen Klosterburggrabens. Und mit ihnen die samtschwarzgrünen,



dicke Igelföpfe einiger Weidenbäume. Über der dunkelbunten Pracht des Herbstwaldes jenseits der Weser weitet sich abends ein goldumrandeter, rosafarbener Himmel mit schwanenweich graurotigen Wolken. Rechts drüben die hohen Kastanienbäume der Allee, die goldgelbe Arme und Häupter zur Höhe ringen vor düsterblauen Bergträumen. Zurückgewendet aber sieht man, gleich einer fatamorgana, Corveys uralte Bildnis: Moosgrüne Dächer, einen der alten Mauertürme und zu beiden Seiten je einen der schlankfinsternen Kirchenhelme, alles in einem unendlich traumhaften lilagrauroten Abendduft. Und dahinter den bunten Wald, versinkend in tiefem märchenblauen Schleier.

Hörter, voller Gärten und schillernder Gassen, ist ein anmutig flecklein westfälischer Erde, das nicht nur Malern und Schöngeistern Lust bereitet. Und Heil ihm, daß es schon seit alters so gewesen ist. Denn man pries im 16. Jahrhundert und gewiß auch schon viel früher das, was man noch heut an ihm loben kann: Daß es „nicht nur durch sein Bier, sondern auch durch seinen Kapstbau berühmt ist. Das fürnemeste Feld und Gartengewächs von dießer Stadt ist daß weiße Kraut, ein nützlich und gesundt Haußradt, denn wenn daselbe Kraut mit gereuchertem oder ungereuchertem Todten Schweinefleisch gekochet, vnd nach rechter art zugerichtet wirt, ist es ein heilsames vnd bewertes labepflaster vor die Krankheit des Hungers“. Und zudem noch ein ander Lob, das ihm 1501 ein bayrischer Gesandter, ein gar fürnehmber Herre, der damals als Gast in Hörter weilte, in artigen, aber auch zutreffenden Versen sang und die ins Deutsche übertragen also lauten: „Muthige Stadt, dir dienen als Mauern die tapferen Bürger. Ihr aufstrebender Geist ist die Schutzwehr, aber als Türme hast du der Männer Brust: sieh hier, Westfalen, dein Sparta!“ Gar fein ist der Häuser manches, allen voran die Dechanei am Markt, ein sehr zierlich Gebäude, von ganz besonderer Fürtrefflichkeit und ein Zeugnis für die prächtige alte Zeit, in der man, ohne zu künsteln, original zu denken und zu bauen verstand.

\*

Der Tentoburger Wald, man sollte ihm den alten Namen Osnung wiedergeben, ist ein einziger, großer Lusthain der Götter des alten Volks. Deren Macht wirft ihm im Jahre zwölf Festgewänder über, eines schöner als das andere, und eine Größe ist ihm zu eigen, die unerhört scheint. Von der stolzen Bergveste bei Driburg bis hin zur Iburg bei Osnabrück ist es ein Rausch gewaltiger, eichendurchmischter Buchenheere und vornehmeres Aufbäumen von Bergwogen, die die Leidenschaft meiden, die Hoheit nirgend verlieren. Es ist gleich, wo und wann man den Wald betritt. Er ist immer der Heiligkeit voll. Seine grüngoldenen, türmehohen Buchentempel und die purpurn bläulichen Tagnächte seiner Fichtenmassen machen den Atem stocken vor Verwunderung. Und dann wieder grüne, weichgrasige Rossfekamps und Sachsen-siedelungen, die wie Kinder in der Hut der Eltern hier von der gütigen Größe der Götternatur getragen werden. Allein schon der Anblick des Gebirges von außen her ist über alle Maßen verwunderlich. Ich erinnere nur an Herbsttage. Da liegen die stumpfrotten Dächer alter Häuser am Fuße der Berge, von Pappeln oder den dunklen Wedeln einiger Fichten umstanden, und hinter ihnen loht und flammt das gelbrote Herbstgelencht der Wälder, das morgens und abends von der Sonne blau überdunstet ist. Gold in klarstem oder dunklem Blau ertränkt! Ich sah es so berückend, daß der Cherusker Wald wie ein Waldgebirge in der Tiefe des Ozeans war, durch



blaue Wasser hindurch geschaut. O wahrhaft, die Wunder nordischer Lüfte sind zauberisch wie Lieder, aus dem Grunde des Meeres geboren. Und diese Herrlichkeit wartet ja nur auf die Verständigen, auf die, die zu sehen vermögen und nicht wie blind aus der Heimat fort in die weite Welt rennen, um dort Schönheit zu suchen.

In den Erternsteinen, Felsen, in deren flüsterreicher Stille man noch den Donnerschlag zu hören vermeint, mit dem der vorzeitliche Riese seine blaue Burg aus der Erdtiefe aufbrechen ließ, schmeicheln leise Wasser mit den Säumen smaragdener Waldlichtungen. Von der blauen Felsburg her treten des Waldes königlich geschmückte Bäume an den rätselvollen Märchenspiegel, an dem ein Prangen sondergleichen ist. Es ist eine andere Welt, man spürt es. Es ist nicht die der Menschen. Aber die Götter, die hier weilen und herrschen, laden die Verständigen freundlich ein, in ihrer wunderheiligen Welt Blicke und Sinne zu laben, selbst Licht im Lichte zu werden.

Nach entsteigt der zerklüft durchrissene Leib der Felsdrachen dem See. Und zu tollliebenden Mänaden werden die Buchen, sich in die Risse der Felsen klammernd, sie mit kralligem Wurzelgeflecht umspreizend, mit Spinnenfingern nach ihren Gliedern greifend. Waldgeistfinger, Lindwurmleiber umtastend; Drachenhäuse, an die sich Kobolde und Riesenigelföpfe mit stupfigen Nasen schmiegen oder sich toll in sie verbeißen. Und Blättergold liegt hingestreut, lässig reich auf den schwerstarren, übergrüntem, grauschwellenden Leibern der Felsen, die sich wahnwüchtig zu einer unsichtbaren Kronen tragenden, schwanken Höhe aufgerichtet haben: in die Ferne eine Burg vortäuschend, in der Nähe Riesenwurmrümpfe, halb gigantische Engerlinge, halb zerhackte Drachen ohne Glieder und Kopf.

Und an einem der über die Wälder hin trunken wärmenden Steine haben Mönche ein Bild gemeißelt, um der Wildheit den Graus zu nehmen. Es ist eins jener romanischen Werke, bei denen ein frommer Meister von seinem kindlichen Sinn sich bändigen ließ und solcherweise etwas wahrhaft Großes Gestalt annahm. Nichts ist an dem Felsbilde, das man ernstlich tadeln könnte, die Symbolik ganz außer Spiel gelassen. Das mächtige Kreuz entspricht der Schwere des Motivs, der Wucht des Stoffes, aus dem herausgemeißelt die Szene ist. Die Bewegung der Gestalten ist trauernde Ruhe, wie das Zeichen der schmerzvollen Ruhe selbst: die beiden sich kreuzenden Balken. Welche Kraft im Ausdruck der Gesten, in denen nicht eine einzige übertrieben, kleinlich oder zweckwidrig ist! Und wie gut dem Leben abgesehen die Bewegung der Körper, und doch wie

über alles Lob erhaben die Stilisierung dieser Bewegungen! O, es ist eine Elegie des Schmerzes, weihervoll wie ein Trauerchor der Hellenen zu Aischylos Zeiten, der in trauervollen Fugen, schmerzschwellendem Aufstöhnen untergehende Größe beklagt.

Drüben auf der Grotenburg ragt Irmen, der Cheruskeredling, der schwertschwingende Wächter, über schwarzen Fichtenspitzen. Ein edler Gedanke, riesengroß über Wälder und Schluchtmeere erhoben. Es hat nichts auf sich, wenn der Osning



Irmen, der Wächter über den Waldwipfeln



nicht, wie noch viele glauben, der Schauplatz der Vernichtung römischer Legionen unter Varus ist. Denn auch hier wohnen Germanen, und es ist das Herz des weiten Gebiets, in dem Römerstolz seine Macht und seine Gesetze freien Männern aufzwingen wollte. Und es hat nichts zu bedeuten, daß Germanicus sich durch spätere Tüge rächte und die Germanen unter dem gleichen Irmen an der Weserscharte und sonstwo schlug. Denn nur das ist wichtig, daß die Germanen nicht zu willigen Knechten des Römertums werden wollten. Lieber die sogenannte germanische Barbarei bewahren, als die römische Verderbtheit und sflavische Gesinnung annehmen. Pfui über die Deutschen, die sich nicht entblöden, noch nach 19 Jahrhunderten den Freiheitsdrang der Germanen und all ihre Mühen zu schmälern! Pfui über diese Römerknechte! Denn nicht leicht war es, gegen die geübten Römerheere und gegen listdurchseuchte römische Statthalter sich aufzubäumen. Damals wie heut waren der Verräter und niedrig Denkenden unter den Deutschen viele, die zu willigen Römervasallen sich herabwürdigten. Aber die Jahrhunderte hin: Heil dir, Geist des Irmen, deutscher Held, der du die Seele der Bewegung warst! Heil euch, tapfere Sigambrier, Marser, Bructerer und Cherusker, die ihr die Freiheit des Bodens und eures Selbst zu wahren trachtet! Dein Lob, Irmen, Herrlicher, sangen dir die Irmen Säulen, die überall im Lande aufgerichtet wurden, und sangen dir die Varden in immer sagenvoller werdenden Gefängen. Siegfried, Held der Nibelungen, niemand als du, Irmen, bist es und Hagen dein neidischer Schwiegervater Segestes, der blinkende Drache aber das panzerblanke Römerheer. Ehre dir, alte Zeit, und getreues Gedenden, solange es Westfalen und solange es Deutsche geben wird. Ewiger, unlösbarer Sang von Männerfreiheit, Menschenwürde!

Zwischen der altfächsischen Wallburg auf dem Grotenberg, von der der kleine vorgelagerte Ring erneuert ist und dem Schloß in Detmold ist eine große, geistige Kluft. Dort ein Erdwall, umstarrt von zugespitzten Pfählen und starken Bohlenstoren, ohne jede Kunst. Hier ein Schloß, dem die verfeinerte Kultur des 16. Jahrhunderts von den vier Giebeln schaut. Es ist Renaissance, also in etwa römisches Geistesleben. Aber hier, auf cheruskischem Boden ist es zu einem ganz Eigenen geworden, das kaum noch den Namen Renaissance verdient. Es ist schlichtweg das Werk eines stark malerisch empfindenden Schöngeistes. Efen hat dem Turm und den Giebeln einen Märchenmantel umgehängt, und Bäume des Parks umstehen mit Kleidern, enggepreßt und dunkelgrün, das Schloß, das in seiner außerordentlichen Schönheit überstill und überfestlich glänzt, ein rechtes Dornröschenheim. So zierlich unwirklich sind die umhüllten Giebel und so unwirklich glogend der dicke Turm mit seiner sonderbar belebten Haubenglocke. In den Lüften schwingt unausgesprochen und doch klar in die Seele klingend ein leises, glöckleinfeines „Es war einmal“.

Dahinter steht die Stadt wie in einer immerwährenden feiertägigen Erwartung, mit wunderlichen alten Gassen, einigen drolligen und hegenhaften Häuslein dabei und auch ein paar der schönen buntfunkelnden Patriziergebäude, in die stolzprachtige Märchenbürger gehören, mit seidenen Strümpfen, Schnallenschuh, Gevatterrock voll silberner Knöpfe, breitem Doktorenhut, großer Brille auf der Nase und einem Rohrstock mit goldener Kugel oben drauf. Irgendwo in einer Gasse sind zwei ganz nüchterne Häuser nebeneinander, an die sich das Erinnern an ein sehr verschiedenes Poetenpaar bindet: Freiligrath und Gräbe . . .

\*





Das Deutsche Haus in Herford

Einige Stunden nördlich ruht mit der Herrschergerste einer geborenen Königin Herford, das westfälische Rom, gebreitet auf hügeliger Flur. Der Kirchen sind hier viele und große, und doch nicht zahlreichere und bedeutendere als in Münster, Dortmund, Soest, Paderborn oder Minden. Aber es liegt über manchem Orte eine Jahrtausendweihe, die man mit der Luft einatmet, sobald man sich dem Weichbild eines solchen naht und die diesen über sich selbst hinaushebt. Dies ist bei Herford der Fall. Die Gassen der Stadt sind winklig und wirr, eine sorglos scheinende, großartige Uneinanderhäufung. Die Häuser der Patrizier müssen einst prachtvoll gewesen sein. Einige spärliche Überreste finden sich am Neustädter Markt, ein paar der geschnitzten bäuerlicheren Häuser in der Brüderstraße. In diesen sind die Köpfe und Ganzfiguren der Konsolen an den Balkenträgern seltsam lebensvoll wie an die Wand gebannte

Traumgesichte. Das Durcheinander der Gassen und Häuser ist in Mondscheinnächten ein wunderbares. Die Stadt scheint dann zauberhaft groß. Gasse zu Gasse, Haus zu Haus fügt sich in das silberdurchflimmerte Nachtblau. Giebel und Wände sind um einige Grade ernster und steifer als bei Tage; fühle, saubere, stolzgerechte Westfalen. Die Schwärze der Dächer sinkt in schwarze Gassenschlitz, und ein Dach zack um das andere in die samtne Höhe, an der matthellsilberne, watteweiche Wölkchen wie Firnschnee haften.

Was in der Nacht in seiner Größe planvoll scheint wie ein Heerlager berückend geheimnisreicher Häuser, ist am Tage verwirrend, und nur die Kirchen erleichtern das Zurechtfinden. Diese aber sind grau und grobwandig; felsblöcke, die man mit der Art zu gotischen Formen gehackt hat. Aber diese rauhen Felsen, die hin und wieder mit altertümlicher Giebelzier, Wimpergen und Wasserspeiern wie mit gesträubten Brauen und Wimpern geschmückt sind, haben sehenswerte Innere. Das der hohen Stiftskirche ist adelige Kühle, das der Münsterkirche, die auch außen riesenhaft ist, ungeheuerlich. Einige gute Apostelfiguren locken mit besinnlichen Philosophengesichtern, die an die Stifterfiguren im Dom zu Naumburg gemahnen. Besonders ein Johannes ist jenen verwandt. Und dazu ein kraftbuntes Tafelgemälde der Spätgotik, voll Figuren und Leben strotzend und es mit den Leibern der Gefreuzigten bis an den oberen Bildrahmen füllend. Im tiefen Dunkel der Jakobikirche schaut handwerkliche Renaissancewürde von den Wandbefeidungen und der Kanzel nieder, eine eigenartige Barbarei, die aber an sich wertvoll ist, da ihr Ungeschmack in gewissem Sinne Stil hat. Vieles in bonbonierenhaft hellgrellem Bunt. Kartuschen mit vergoldeten, rubinfunkelnden und silbernen Früchten, in die dickbäckige gesunde Engelsköpfchen mit klarblauen Angeln gesetzt sind. An der Kanzel und am Tauf-



stein herrscht die gleiche Eigenart: Hermen und Köpfe in Kartuschensrahmen mit schmeichelnden Augen und kleinem Munde mit feuchtroten Lippen und mit Haartollen, die wie alles Haar, vergoldet sind. Oder mit eleganten, gleichfalls vergoldeten Renaissance-spitzbärtchen. In der Beichtkammer hängt eine Fußwaschung, deren Malweise merkwürdig bewegt ist. Die entblößten Unterarme Christi sind muskulös, die Hände und Finger krampfhaft verzerrt, die große Zehe beim Aufstützen des Fußes stark gekrümmt, die Apostel in der flackerigen Weise des Barock und lebhaft in der Unterhaltung wie echte Hebräer. Halb Grünewald, halb Greco.

Aber trotz Münster, Stifts- und Jakobikirche: Herfords größtes, viel zu wenig gewürdigtes Kleinod ist die Johanniskirche. Freie, elegante gotische Raumwirkung, und in dieser eine Renaissanceausstattung so originell und schön, wie sie weder in Westfalen noch weit darüber hinaus zum zweiten Male zu finden ist. Kirchengestühl, Tribünen, Kanzel, Lesepult, Taufstein, Beichtkammerwände, alles ist reizendste Kunstschreinerarbeit, mit ornamentaler Bemalung, gitterartigen Einfügen in den Banktüren, braun und weißen Renaissanceblumen auf rotbraunem Grunde, an den Tribünen geschnörkelte Säulen und Konsolen, an denen reich Gold verwendet ist und doch nur schmückend in Erscheinung tritt. An der Kanzel überaus selbstbewusste Hermen, unverkämmt sinnlich, dickbäuchig, mit fliegenden Haaren. Über den prallen Busen wiegen Halsketten von Rubinen. An der Beichtkammertür zwei Greise als Hermen, weiß in weiß, mit hektischen roten Bäckchen und roten Lippen, mit der Steifheit entchwundener Jugend die Arme schränkend, und linkischen Händen. Unter ihnen aber Engelföpfchen mit Kartuschenschmuck auf dem fahlen Kopf und mit winzigem Mund, der klein wie eine rote Beere ist. Oben ein Fischmann, und an der anderen Seite ein ebensolches Weib, pfefferkuchenartig, über Bandwurmgedärm wollüstig sich biegend. Und unter diesem und zwischen lachenden, schwächtigen Hermen der in solcher Umrahmung wie in Fastnachtstum wirkende Spruch: „Selig, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.“ Und nebenbei noch an der Kanzel phantasievolle Drolerie: Aus Gräbern entsteigen Tote auf einer mit grünen Glöckchen gezierten Erde. Drei Sonnen mit flammend gesträubten Goldhaaren und aus dem Munde hervorspringender goldener Zunge. Kurz, die ganze Kirche ist ungemein malerisch, eine Überraschung sondergleichen, samt dem Lesepult, das ungewöhnlich reizend und beispieleslos für Westfalen ist. Und dabei eine Abgestimmtheit im Ganzen, die sprachlos macht. Die Kanzel, obwohl das Grellste im Raume, ist doch so zart wie



Renaissancechreine und Gestühl in der Johanniskirche zu Herford





Wittekind-Denkmal in Herford

Seidengewebe und das Gold an ihr fein und linear verteilt.

Enger, das nahe Wittekindstädtchen, ist im Frühling, wo das Häuflein Bauernhäuser und die Kirche zuhöchst über seidenweichbeblätterte Pappeln und blühende Obstbäume sich hebt, ein Blumenstrauß. Breitfüßig und sesshaft wie Zelte stehen die Häuser rundum, weiß die Wände, grün die Tore, blutrot die Dächer. Elfengeisterchen wohnen in den Blütenbäumen und wandeln mit Behagen um die alt-sächsischen Behausungen. Abends, wenn die Lampen in den Stuben ihren traulichen Schein aufleuchten machen, wird jedes dieser Häuser zu einem großen, wunderbaren Frieden. Als wenn eine Weihnachtsseele ein jedes mit ihrer Lust, wohlzutun, bis unter das Dach gastfreudig fülle. Durch die grünen oder blauen

Verglasungen der Oberlichtfenster an Tor und Türen sieht man des Inneren mildgleitendes Licht, oder es funkelt hinter weinunrankten Fenstern, hinter denen stillfühle Vorhänge und sanftfrohe Blumen sind.

Und die Kirche, die sagenhafte, die ein Mohr gebaut hat, wie auf den Schild erhoben steht sie über den alten Höfen, in denen manche Diele des abends wie eine deutschmittelalterliche, deutschheimelige Szenerie zu einer Geburt Christi von Altdorffer oder Dürer aussieht. Ein Riesen Sarkophag mit spitzen Zacken und verschwommenen Umrissen ist die Kirche Wittekind's, des großen Herzogs Grabmal. Tausendjähriges Alter weicht ihre Umgebung. Weichschreitendes Licht steigt aus den Fenstern der Bauernhöfe, in denen alteingesessene Geschlechter seit tausend Jahren wohnen und glimmt wie Laternenlein von Erdzwerge durch die Schwärze der Nacht. Aber der Kirche Zackenfranz aber flackert ein starckfunkelnder Stern. Und neben der Kirche der alleinstehende Turm, starrdunkel, verschlossen, ein paar Schritte abseits der herbeierlichen Kirche, deren Portale romanisch, deren Giebel gotisch sind. Drinnen romanische Hoheit, in Himmelshöhen verschwebend der nagelgeheftete Christus am breiten Kreuz, alte, verblaßte Malereien rundum, und in der Enge des Raumes hinter dem Altar ein Sarkophag. Wittekind's Ruhestätte. Ein prunkender Unterbau aus später Zeit, ein frühgotisches Fürstenbildnis im Flachrelief auf der Deckplatte. Die schmächtige, verwöhnt fränkisch gekleidete Gestalt ist nicht der kraftvoll trutzige Mann, der widdergewaltige Sachse, den unser Herz schaut und den Herfords Wittekind'sbrunnen wiedergibt.

Rings um Enger stehen noch heut die Höfe der vierzehn Trabanten Wittekind's, der Sadelmeier. Höfe mit prächtig geschnitzten Toren, Balken und Sprüchen daran, Höfe mit hohen Wänden, spärlichen und kleinen Fenstern und mit Giebeln, an denen



gewöhnlich hoch oben noch ein winziges Fensterpaar ist, daß man staunt, wie in diesen erdenthobenen Winkeln unterm First noch Stübchen sein können. Große altfächische Wohnhallen sind diese Höfe. Nicht viel anders mögen sie vor tausend Jahren ausgesehen haben. Hallen der Festlichkeit. Man denkt sich statt der jetzigen eng bedrängten Stuben neben der Viehhaltung eine große Halle, erfüllt von der Würze des Biers und Schinken- und Kuchenduft. Die Besitzer sind einfach und bescheiden wie andere Bauern auch. Aber das alte Ansehen begleitet ihre Tage und ehrt sie über den Tod hinaus. Vier oder sechs Pferde ziehen den Leichenwagen, und ein gesattelt Pferd geht ledig hinterm Sarge her bis zur Kirche in Enger, in deren Chor die Leiche niedergesetzt wird. Die letzte Huldigung von totergriffenen Trabanten, ihrem längst zu Staub vergangenen Herzog gegenüber, ehe ihr Leib in die Erde sinkt. Und drei Tage lang feierlich Geläut von dem wunderbar fagenstarrten Turm, der Wache hält nahe dem Totenschrein des witten Kings der alten Sassen.



An der evangelischen Kirche in Bünde.

Unweit nördlich Bünde, einer der Lieblingsorte Wittekind's. Die alte Zeit ist schemenhaft geworden im Städtlein, in dem mit breiter Schleppe eine neue eingezogen ist und geräumige Plätze, gerade Straßen und Gartenwege geschaffen hat, daß die alten Häuser sich bekümmert in die ältesten Gassen hinein versteckt haben. O, wenn sie wüßten, wie schön sie sind, wenn da und dort eines ihrer Fenster mit grün und blau angelaufenen Scheiben offensteht und der und jener Baum sich wie ein Hochzeitsstrauß über die gealterten Hausgesichter mit den dunkel gesenkten Brauen und den schiefen Hauben neigt!

\*

Am waldstolzen Osning das glänzende Bielefeld, ewig lachendes, hochschreitendes Schauen in den lebensfrischen Mienen. Der Türme sind weniger als in anderen alten Westfalenstädten, aber selten wo anders haben ihre geschickten Kupferhelme die Brillanz schillernden Eidechsengrüns wie hier. Beim Bergrestaurant, auf dem Wege zur Sparenburg, ist das Bild der Stadt verführerisch wie der Blick durch die Palmen am Djebel Kufjun auf Damaskus, der silberweißgrünen Agraffe in grünbläulicher Flur. In den stillen Gartenstraßen weilt die Reinheit sonnüberspielter Parkbäume und luftgefühltter Schatten, und oft schaut man durch Tore in Höfe mit blühenden Magnolien und Mandelbäumen und schneeig dastehenden Obstspendern. Und man wundert sich über solche Märchen in einer nordischen Stadt. Ihre Schönheit ist klarfichtig und rein wie geschliffener Kristall.

Allenthalben auch kleines, malerisch altes Häusergeramisch, das aber immer nur wenige Schritte hin standhält. Aber der lieblichen Hinterlassenschaft aus der



Väter Tage sind mancherlei und überallhin verstreute. Hier und da auch geferbte und bemalte Balken an den Giebeln, neben der großen Stadtkirche, die steil und stolz wie ein Baum ist, sogar ein Renaissancehaus mit gotischer Staffelzier, die ein wenig der am Münsterschen Rathaus verwandt ist. Die Kirche bewahrt Bielefelds größtes Kleinodium, den flandrischen Flügelaltar. Ein Mantel, der sich aufgetan hat und seinen goldenen Bildereinhalte entfaltet. Die Verzackung und Verbrämung der einzelnen Gruppen ist über mythische Kostbarkeiten niederträufelndes goldenes Gedenken. Die Plastik der Gruppen, die tief in Hintergründe sich verliert und Lichtgold in Schattengeheimnisse bettet, ist, besonders von der Seite betrachtet, wie ein großer goldener Körper voll Leben, ein ganz aufgetanes Menschenherz in seinem göttlich reichen Fühlen und Sehnen, ist Liebe weltumfassenden Nazarenerherzens, atemraubende. Nichts Flaches ist hier wie an anderen Altären. Und das matte Gold, in dem leuchtender Glanz nur sehr wenig und wie spielendes Licht sich verteilt, macht das Wiedererleben um so schöner. Die Szenen haben das ineinanderwebende Leben, das packt, weil es so natürlich und warmströmig ist wie unser eigenes hin- und wiederfließendes Blut.

Ein zweites Kleinodium hat die Neustädter Pfarrkirche, ein Grabmal mit liegenden Gestalten. Drei Schlafende, ein Ritter mit seiner Frau und einem Kindelein: drei noch im Tode Glückliche. Wie lächelt die Mutter, da sie lind gleich kose dem Hauch ihre Hand dem Kinde aufs Lockenhaupt legt! O, welch ein holdseliges Werk der Gotik! Bielefeld, glücklich bist du, weil du dieses besitzt! Wie klein im Werte ist dagegen das umfängliche Renaissancedenkmal der Oye an der Wand mit seinen eitlen Modepuppen.

Vom alten Sparenberg, dem zyklonisch brutalen Bau, hat längst die grüne Woge der Natur Besitz ergriffen. Die spitzbogige Eingangspforte ist umlocht von Efeu, jede düstere Tür und desgleichen die unwirschen Bastionen, um die sich das Grün als üppiges Stirnband gelegt hat und Bäume in fröhlicher Sieghaftigkeit Fuß und Haupt gefangen halten. Aber trutziger steht heut noch der Bau trotz seiner zarten Bande als die eine Tagereise nördlich gelegene Ravensburg. Burg der alten Sagen, Burg der Tochter Wittekinds! Das bröckelnde Gestein der Ringmauer ist ein halb eingesunkenes Grab der Geschichte, über dem Blumenkinder spielen. Drunten am Fuß ein halb Dutzend Bauernhäuslein in waldumfangener Bergmulde, so abgeschieden und mittelalterlich echt, als ginge man durchs 17. Jahrhundert. Oben aber, von der stumpf kegelspitz sich wölbenden Plattform des Burgfrieds her, eine Schau langhin auf die Osningberge, die wildbewegte Dünung eines Meeres bei steif angehendem Sturm. Doch herrlicher denn das düstere Meer sind diese Wogen der Erde Westfalens geschmückt; im Frühling wie im Herbst von einer Schönheit, die nur Götter für ihre auserwählten Lebens Throne mit maßvoll feiner Verschwendung spenden. Und rechts das Münsterland, ein wunderbar zusammengestückelter Mantel aus Licht- und Dunkelgrün und dareingestickten weißroten Perlen.

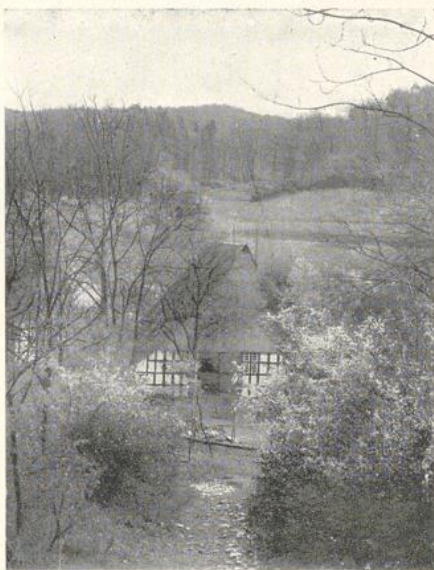
Halle ist die Stadt der feinsten Häuslein. Des Abends sind es Kulissen, die die Gassen in ein Naturtheater verwandeln. Sie sind dann wie aus weißer Leinwand mit schwarz hindurchgemalten Balkenstrichen. Die Fenster sind so schön in ihrer Unregelmäßigkeit und ihrer blitzfunkelnden Frische und der Unordnung, daß man geradezu von Fensterdichtungen sprechen kann. Und dazu die großäugigen, grünen, geschnitzten Hofstore, deren ovale Oberrahmen zuweilen etwas von dem Reiz feingeschwungener



Augenbrauen haben.

Und die dunklen Durchschlüpfe, die bescheiden neckend in Winkel und an Mauern gepreßten Aufgänge und gekerbten und geschnittenen Holzgelenker und die Schattentebäume, die die mit eitel Smaragden behangenen Linden an die Wände malen, o, es ist eins der Wunder aus den tausend und ein westfälischen Märchenächten.

In der Umgegend Halles sinnt verloren schöner junger Mädchen. Aber das verzaubertste aller Schlösser in dem wildgroßen Landschaftsatmen um Halle ist das verfallende Holtfeld. Der altsonnigen Landschaft verhätschelt es Kind. Von hier gesehen ist der Osning eine von Engelsmund gesungene Melodie; die Berge blau wie ein südliches Meer und weiterhin



Am Ravensberg im Osning

eine Reihe von malerischen Herrensitzen. Tatenhausen ist der größte unter ihnen. Ein Steinhaus riesig in einem kleinen Meerespfuhl, verborgen von duzendmal um den Pfuhl sich schlingenden Wäldern und waldumschlossenen Heiden. Eine Allee gigantischer Linden erschließt dem wundergewärtigen Wanderer den Zugang. Die Zweige neigen sich tief, geschmeidig grazios wie Gesichte



Schloß Tatenhausen

gegen die Ferne bald wie Veilchen, bald Kornblumen. Davor aber aschenfarben rötlich oder braun und grünlich. Und im Vordergrund dörflich hundertjährige Motive. Ein Bach mit Weiden, einzelne Bauernhöfe mit Blütenbäuschchen an der weißen Brust oder einem Frühlingsbaum, der sich an die rote Dachhaube lehnt. Ein einzelnes Kieferngehölz, brandrot die Stämme, teerschwartz die Pinienwipfel. Und





Vorgebäude bei Schloß Holtefeld

alles ist um so reizender, weil es ungemein mannigfaltig ist und von einer, weiß Gott, von welchem gütigen Geist geordneten Harmonie.

Durch zwei Tore blickt man in zwei Innenhöfe des Schlosses. Am äußeren Torgebäude nägelbeschlagene Holzflügel, an die Wildschweinflauen geheftet sind. Kein Mensch; nur verherzte Sonnenidyllen. Der großen Himmelswanderin beleuchtet er

barmt sich hingebend ärmlich nichtiger Dinge, eines halbleeren Sacks, einer staubbedeckten Egge, einer Art und streichelt die Backen einer gedrechselten, steilen Treppe. Im ersten Hof fährt ein alter Hund mit mühsam heisern Gefauch aus der Hütte. Pflichttreue in siechvollem Tierkörper. Am mittleren Torgebäude ein griechischer Kopf aus kriegerischer Zeit. 1632. Hei, wie damals der Bau noch voll Lebenssaft gestrafft gewesen sein muß! Mäuse stieben vor mir her in ein Loch. Am Schlosse selbst zwei Wappen mit feinem Reliefgekräusel. Es ist wie das Ausblitzen des bis zur letzten Minute wachen Geistes in Augen eines rettungslos hinmorschenden Körpers. Tragischer Anblick. Gichtisch gragelige Wetterfahnen auf den Schornsteinen; an der Mauer, zwischen Efeu, der Grabstein eines Erwachsenen und der eines Kindes. Moos wächst drüber hin. Leere Schälle, zur Erde sinkender Moder von Jahrhunderte totem Leben. Das Sterben eines großen Baues. Wenn er fällt, reißt er alles, alles mit sich, das letzte Erinnern an die Geschlechter. Und die Toten werden in ihren Gräbern aufstöhnen. Es naht Sage und steigt über Mauern und späht in Winkel. Schon wuchert überall Unkraut, und in den Räumen selbst biegen sich die Dielen wie Wellen und sind geneigt wie das Deck eines Schiffes während eines Orkans. Letzte Tapetenfetzen hängen mulltrocken nieder; in den Balken bohren Würmer mit dem Fleiß ihrer bockigen Gehirne. Nur in der Kapelle noch hängt ein gar armseliges Bild der Geburt Christi. Im Hof aber machen sich die unvergänglichen Blumen bereit, Wände und Dächer zu ersteigen; und eine Maske glockt, nach innen schielend, mit herunterhängender Mundflappe. Und um dieses Sterben von Größe, Feinheit, Geist und Narrheit steht mit Blüten in den Händen die ewige Schönheit des Landes . . .

\*

Weit drinnen, hinter hundert Wäldern und Ängern und hundert Stätten bäuerlichen Fleißes, ziehen die Wasser der Ems mit der Andacht einer fromm wallenden Prozession. Und grüne Büsche beugen sich zu ihnen nieder, und über die grünen Bäume hier und da ein hoher Baum, gewaltig wie eine der stolzen Gestalten aus fernen, feuerglutigen Urwäldern. In eine klare Seele taucht das grüne Geleucht



der Bäume, und die stillen Wasser, in denen kaum eine Regung erkennbar ist, nehmen es gelassen hin, wie mit auf den Weg gegebene Bitte und Gelübde.

Eine alte Stadt lugt durch das Grün. Die Geister der Jahrhunderte umstehen ihre gefallenen Mauern, über die buntes Baumgeflamme schirmt und wandeln durch den Ring der Wallgassen. Aber sie lieben nicht so sehr die Sonne, als die verschleienden Lüfte, die weichen, die schwefelgelben Nebel, des Samums feuchte, hieselose Nordlandsbrüder und die Gewitterstimmung mit ihren aus Blei und Orange zusammengeballten Wolkendrohungen. Oder auch atmen sie leicht auf und lassen ihren Scheinleib geheimnisreich leuchten, wenn weiße Schleier aus der Ems aufsteigen und die Stadt umspinnen. Dann, ja dann muß man durch die höckerigen Gassen streichen

und um die hundert Winkel. Die alten Kirchen, ernst und hoch und das verschlossengroße Franziskanerkloster sind dann noch wie zur Zeit des Wiedertäuferputs. Warendorf, daß du deine Marienkirche, diese beredte, stumme Geschichtspredigt, aufs Altenteil setzt, sei dir verziehen, wenn du sie und vor allem ihren Turm vor dem Verkommen wahrst! In ihm ist die Urstatt der Geister von sieben Jahrhunderten. Aus einem der jüngsten ist das Portal am Franziskanerkloster geboren, das mit kühlem



Portal am Kloster in Warendorf

fer Goldschmiedezunft. — Am Kirchplatz geht der Herbst nicht vorbei, ohne einen Sack voll Rubinen, Topasen und Smaragden über die Häuser und den schlafreichen Boden zu streuen. Denn die alten Baue sind schön, und geschichtenreich der ganze Platz, und ein Wunder, groß wie irgend eines, die Kreuzigung zwischen ihnen. In den vier Köpfen dieser Gruppe und in den Gestalten hat die Seele des Münsteraners einen Ausdruck gefunden, der an die Größe einer Offenbarung heranreicht. In diesen Köpfen wohnt das Gewurzelte, das fromm Zergrübelnde, und der Johannes ist Geist vom Geiste desjenigen in Grünwalds einzigartigem Altar. Westfalen, mit hingebender Liebe wende dein Gesicht diesem Juwel zu! Mit Stolz darfst du es ganz Deutschland weisen. Wenig Besseres findet sich außer Landes. In der Stadt aber wachen die Geister des Mittelalters, die Geister der

Herzen, aber gefälliger Bewegung seine Früchtegabe reicht. O, du rätselreiche Stadt, voll von Wundern bei Tage und bei Nacht, im Sonnenbrandlicht und in der schweflig bleiern gedämpften Grelle einer Gewitterstunde, wie in den fahlfühlen Samumnächten der Herbst- und Winternebel! Deiner Giebel und Dächer Sprache ist bald die gravitatisch sich spreizender Gernegroße, bald die krausen, weltumwälzenden Sinnes, wie dem des Dufentschur, des wunderlichen Mannes aus der berühmten Warendor-



Schönheit. Wenn wir sie erkennen, fallen wir ihnen zu eigen und wir erleben Altes, Wunderbares aus sieben, acht Jahrhunderten, und unsere Augen weiten sich vor unfasßbarem Staunen.

Die großen Geister begleiten uns, wenn wir die Stadt verlassen und durch die hohe Allee der Linden, Kastanien und Pappeln zum nahen Freckenhorst wandern. Ein mit aller Süße frommzärtlicher Menschen ans Coesfelder Kreuz gehefteter Schmerzensmann schwingt sich hier wie ein vogelleichter, verklärter Gedanke in die Höhe der Bäume und der münsterländischen Luft. Aber noch beseligender ist eine jugendliche Madonna am Wege. So leichtschwebend, daß es fast ein Tanz ist und so hold Gestalt, Gesicht und Gewand. O Madonna unter den Linden, wie bist du schön, wie reizend deine liebenswürdige Schönheit! Du Wonne der Lüfte, die mit dir kosen, du Freundin der Bäume, die dich schirmen, mit bunten Blättern überstreuen und dir zu Häupten urweltalte Weisen singen und summen . . .

Freckenhorst. Der Name öffnet alte, starke Zeiten. Zeiten, die das Erbe antiker Kunst aus naher Ahnen Hände empfangen und in Barbarenhänden mit ebenso großer kindlicher Einfalt als Herzensstärke verwalteten. Der Turm der Kirche von Freckenhorst ist ein kampfbetender Moses, den Josua und Aron stützen. Durch die Kühle und Roheit eines staubgrauen Glockentuhls schreitet man hinab in die Kirche, und die Zeit vor 1000 Jahren tut sich auf und benezt uns mit geweihtem Wasser. Ich sah die Kirche das erstemal zur Frühstunde. Die rundbogigen Mauermassen, alt, rötlich bunt, standen mit tiefgeneigten Armen. Und im hinabgedrückten Raum tief eingedrückte Bänke, in denen schwarz und wesenlos Volk saß. Mollweiche Orgelflänge und weicher Gesang der geisterhaften Väter in der Dunkelheit des Morgens. Der Sang war wie in Tücher gepackt und erstorben flagernder Ton. Im Chor, wo der schwarzweiß gewandete Priester ab und zu seine Stellung wechselte und goldene Lichtpünktchen an einem kleinen Altar hafteten, war graublauer Lichtnebel. Dunkelbuntdurchpunkteter, gespenstischer. Und die Responsorien des Priesters klangen totter als die des tiefen Tones abgestorbenen Staubes, und tonloses Echo sank vom Chor der Orgel nieder. Vor der schwarzen Majestät des Todes in den Staub gedrückte Menge; hohl flagernder Chor, dem in der Gewohnheit des Schmerzes die Leidenschaft längst erstorben ist.

Doch auch, wenn der Chor der Schmerzanbeter sich verlaufen hat und Tageslicht voller einströmt, ist stark visionäre Kraft in diesem Hause Gottes. Das Chor ist auch dann wunderbar blaue Nacht, das gotische Langhaus aber golddurchperltes Grau, und verschliffenes, altrotes Sehnen sind die Gemälde, die ich nicht näher sehen mag, da ich nur ihre Buntheit im Raume schätze. O, diese Räume! Sie sind gesetzmäßige Schönheit, worunter ich seelenvolle Schönheit verstehe. Vom Chor her betrachtet ist es die Schönheit eines würfelartigen Kristalls, gebunden durch die Schönheit altertümlicher Farben. Durchs Querschiff hinzuschauen, wenn noch der Weihrauch geendeten Gottesdienstes oder Morgennebel die Räume füllen, ist ein Blick in blaue Grotten, baß ein Wunder. O ihr Maler! Ich verstehe euch nicht, daß ihr noch nicht in Freckenhorst gewesen seid und dies Jahrtausendwunder gemalt habt, diesen blaugrauen Chor mit dem matten Gold, dem asbestfarbenen Altar, der trotz seiner Wesensfremdheit edel wie ein antiker Kunstschrein ist, den sehnsüchtigen Heiligenpüppchen an den beiden Sakramentshäusern, kleine, feine Ge-



danke auf Säulchen. Aber bringt, wenn ihr kommt, eure Seele mit, eure ganze Seele. Und vergeßt nicht eure Kindheitseligkeit mitzubringen.

In der Taufkapelle das edle Doppelsigillum der Weihe dieses einzigartigen westfälischen Heiligtums: der rötliche Taufstein, noch halb von spätrömischen Sinnen in Banden gehalten. In dem Bildergürtel eine Geburt Christi, bei der Maria auf dem antiken Ruhebette liegt, den Arm aufgestützt und Josef in einer fast phrygischen Kegelmütze dabei. Ochs und Esel über dem kistenartigen Krippchen, in ihm das Kind mit nach unten gekehrtem Gesicht. Weiterhin Christus im Jordan, in einem Wasserhügel stehend; ein Engel wartet mit dem Trockentuch. Daneben der Engel auf dem ziselierten Grabe Christi sitzend; er selbst zwei arme Seelen aus einem Kapellchen erlösend, unter dem der Teufel, ein riesengroßer, gehörnter, langbehaarter Kerl, Klauenfüßig und gefesselt, lehnt. Alles kindliche Denkweise, veredelt durch eine erst wieder von Grund auf lernende und doch schon die zukünftige Höhe verratende Kunst. Unten ein breiter Ring von krallenfüßigen stilisierten Löwen mit umgekehrten Köpfen. Ihre Schwänze gehen durch einen Männerkopf und hängen mit den Enden zu den Ohrlöffeln desselben heraus. Neben dem Taufstein der noch seltsamere Grabstein der Äbtissin Geva, ein Prachtstück, dessen Wert ganz Deutschland durchstrahlt. Die Gewandfaltung ist noch die alte, römisch antike, die Hände nicht gefaltet, sondern lässig am Körper hingelagert. Das Gesicht dagegen merkwürdig unwertig im Vergleich zu der meisterlichen Gestalt. Wunderklang enthält die alte Inschrift „Mi Got minne Gerboden de dit bilethe scop alle dele“ (O Gott, denke in Liebe Gerboden, der dies Bild in allen Teilen schuf). Die älteste Grabinschrift der christlichen Kunst Deutschlands.

Im Osten der Kirche, in deren Chorwinkel die Romantik zwischen Rosen und Fichten und gelben Steinen hockt, das alte Abteigebäude mit feiner Rokotür über der geländergezierten Treppe. In den Räumen haust noch das Gedenken an die Zeit des adeligen Damenstiftes, und von der paradiesischen Art feiner holländischer Meisterlandschaften ist das Gemälde, das ein Blick aus den Fenstern oder von der Freitreppe her umfaßt. . .

\*

Wenn man sich nur einmal etwas tiefer vergegenwärtigt, wie die alten Städte Westfalens ausgesehen haben mögen, so überläuft es einen warm und kalt. Denn man muß sich gestehen, sie waren schon im 12. Jahrhundert Wunder, zu denen jedes neue Säkulum, bis hinan zum 18., neue häufte. Es waren in des Wortes wirklichstem Sinne Städte märchenhafter Schönheit, und man ist voll Ingrimm über den Idiotismus des 19. Jahrhunderts, der, herzloser denn Henkersknechte, in diesen Märchen wütete wie die Blutschergen der Könige von Dahome. Ein Wunder, daß überhaupt noch dies und jenes übrig blieb. Gütersloh muß eine der märchenschönsten der alten Städte gewesen sein. Aber nur wenig ist gerettet. Um die alte Stadtkirche herum sammelt sich Häusergewinkel, einzelnes grotesk, anderes wertvoll durch Schnitzereien, alles aber in seiner Gesamtheit noch den einstigen Wert der Stadtschönheit erkennen lassend. Das Spärliche, was erhalten ist, lohnt über alle Maßen, in jeder Weise verhätschelt zu werden. Gütersloh, hüte deine Schätze! Der Blick durch die Kirchgasse ist der feinsten einer in Deutschland, und die Domhofecke mit ihrer Rokotür ein



Preziosum, ach, so fein, daß schon deswegen die Stadt beneidenswert unter allen anderen ist. Welch anderes Bürgerhaus Westfalens und Deutschlands hat eine gleich schmuckhafte Tür?

Die niedrigen, taubenblauen Häuschen in den krummen Altstadtgassen von Rheda sind nicht so schmuckhaft. Aber sie sind malerisch durch und durch; sie haben etwas, das zur bizarren Vergeistigung reizt, etwas für äußerste Expressionisten und Kubisten. Das Schloß ragt hoch über der sich duckenden Stadt. Flammiges Infarnat, rot am Gemäuer, ein gewaltiger Viereckturm mit romanischen Löwen über hoher, malerisch steiler Steintreppe, und hinten ein ganz altfränkischer Turm, an dem sich die Aristokratie des Parks und der Mauern sammelt. Im alten Schloßgraben wäscht die Sonne den Glanz der hohen Bäume und des Efeus am Turm, und dieser selbst schaut schwanenweiß aus dem blau im Teich gründelnden Himmel.

Streitet zuwider so viel ihr wollt, ich glaube daran, daß zwischen altem Menschenwerk und der Natur ein tiefer innerer Zusammenhang besteht. Wie wäre sonst Natur und Stadt in Wiedenbrück ein so einzig vollendetes herrliches Bild? Warum gerade der Himmel über Wiedenbrück so grandios gemäldehaft? Die Türme der Kirche sind Malertürme, die Häuser und Gassen nicht weniger künstlerisch anziehende Gebilde. Und welches ist nun das Geheimnis des Schönen dieser alten Stadt? Ich glaube, es liegt in der Freiheit adeliger Denkweise unserer Ahnen und namentlich der alten Baumeister geborgen und in der Zwanglosigkeit, mit der man baute und schnitzte. Es steckte in jedem Handwerker und Künstler mehr oder weniger eine tiefinnerliche, aus der Zeit und den Menschen von damals stark herauswachsende Seelenkraft, etwas vom göttlichen Funken des Weltenschöpfers selbst.

Rietberg ist das ländlichere Abbild Wiedenbrücks. Sein Rathäuslein mit der neu vorgelegten Treppe ist gelungen wie ein zierliches Spielzeug. Das Franziskanerkloster überrascht mit einer sehr delikaten Orgelbrüstung voll Engelfköpfchen und zwei über Säulen herabschauenden famosen Sonnenmasken. Das Chorgestühl aber ist wahrhaft seraphisch. Überall unter den Armlehnen derbe Engelfköpfe, von gestuhten Flügelchen umbettet, alles aber viel mehr malerisch als wertvoll. Weithin ohne Gegenstück sind die großen, drehbaren Lesepulte mit den schuppigen Lichthaltern und den Engelsköpfen an der Säule unterm Pult. Das Städtlein selbst ist voller malerischer Höfe und Portale. Gegenüber der Kirche ein Haus mit einem zum Fenster umgewandelten, sehr schmuckhaften Rokokoportal, das einem Schulraume Helligkeit spendet. Von innen gesehen eine holländisch reizvolle Gegenlichtwirkung, zumal man im Sonnendunst draußen Gartenblumen und dahinter das Rathaus des Ortes mit seiner närrisch geknickten Treppenwandung erblickt.

Südlich Paderborn, an dem man nicht ohne weiteres vorübergehen kann; denn man kann seine Werte schwerlich mit einem einzigen Besuche erschöpfen. Es hat einige Fachwerkhäuser mit balkenprächtigen Zierden, doch vor der Feinheit der Meißelarbeit an seinen Renaissancehäusern müssen selbst die am Leibnizhause zu Hannover und jene der Renaissancehäuser zu Hildesheim und Braunschweig zurücktreten. Seine Kirchen aber sind Glockenlärten weihervoller Ruhmesewigkeit. In der auch außen hochmalerischen Jesuitenkirche findet man einen Raum von weihnachtlicher Schönheit, eine Prachtgabe für Maler, der Hochaltar ähnlich jenem in der Jesuitenkirche zu Coesfeld. Das Innere des Domes ist schwerbetäubender Sang der Steine, ein Brausen ihrer hochherzigen Seelen. Und doch, ich weiß nicht, warum mich die Archi-



tektur an das späte Römertum erinnert. Aber die mammutdicken Pfeiler, die unendlich schwer und kraftstarr die Gewölbe tragen und von Goldkapitälern umkränzt sind, der grüne Schein, der von den Fenstern her die grauen Pfeiler umfließt, die einzigartige Phalanx von pompösen und flach eingebauten Portalen der Seitenskapellen, die in ihrem staubbraunen Marmor an die Gediegenheit des Materials und zugleich den tragischen Verfall der römischen Kunst gemahnen, dies und manches andere läßt mich an die Großartigkeit und das Malerische im Barock später römischer Tempelräume denken. In der Dunkelheit der Gewölbehöhen, durch die nur hin und wieder ein Sonnenpfeil schießt, hängen phantastisch geschmückt ein Gekreuzigter und eine Madonna im Strahlenkranz. Aus der Krypta aber blicken dürrftig nackte Säulen geisterblau, und hinter den in Gespenstermäntel gehüllten Säulen, in ewiger Nacht, brennt ein einsames Kerzenlicht einen Punkt in die schwarze Luft zwischen den blauen Säulen.

\*

In die Welt der grünen Berge lenken wir ein, in die Welt, wo Träume am besten gedeihen, Träume, die durch der Vergangenheit Verklärung leiten und Träume, die in die Sonnenhallen der Zukunft locken. In Warburg schauen wir von der Rampe neben dem Rathaus der Oberstadt auf die unten gelegene. Es ist etwas Erquickendes, ganz nahe auf die Dächer alter Häuser niederblicken zu können. Sie sind wie die Menschen: manche ohne alle Besonderheit, recht und schlicht ihr Leben abhaspelnd, andere voll widerstrebender Sinne, gegensätzlich, genial oder von idiotischer Abnormität. Und sieht man die fensterhellen Wände unter den roten, mannigfachen Dächern, dann ist ein Blick in mehr als hundert Familienleben hinein, in hundert Lebensromane. Drunten an der Diemel bröckelt die alte Stadtmauer, und kleine Häuser schauen über eingebrochene Lücken. Das Vergehen alter Stadtmauern weckt Melancholie. Denn jammernswert ist das Zerfallen mühsam gefügter Steine, an die sich das Erinnern an so viele Sorgen, pein- und schreckensvolle Stunden unserer Altvorderen knüpfen.

In Marsberg decken Gärten und Gassen voller Bauernhäuser die Leidenschaften windverwehter Jahrtausende. Und die beiden Kirchen sind die großen Grabsteine auf dem Hügel begrabener Menschengröße. Unfruchtbar ist der Streit darüber, ob die Irmenensäule hier oder auf der alten Burg gestanden habe. Ich glaube, hier wie dort hat eine solche gestanden und an vielen anderen Orten auch; denn zahlreich war das Gottzeichen im Lande verteilt. Zweifellos aber sind die zähen Kämpfe der Bauern dieser Gegend gegen den fränkischen Kaiser Karl, den „aesgen Metzger“. Den Ruhm der Geschlechter umfaßt der hochgewölbte sächsische Burgberg. Schier, daß er die leichte Kulturdecke der Neuzeit sprengen möchte; denn unsterblich ist der Ruhm, daß sie, mannhaft bis zur äußersten Erschöpfung, gegen kriegsgeübte Heere altangestammten Bodens, altvererbten Glauben und alte Freiheit und Rechte verteidigten gegen den Eindringling, der unter der Maske von Kultur und Christentum seine Ländergier nur allzuschlecht verbarg.

\*

Über Hochlandheiden drei, vier aufquellende Riesensteinbrocken. Eine Berghöhe, würdig, den Urgöttern ein Thron zu sein; denn mit Fleiß aufgebaut liegt die grüne Welt rundum, und einsam, götterfern scheint der Wald und die Heide hoch



oben an den Steinen, die von weitem fast noch schreckhafter sind als in der Nähe. Welch sanftselige Gefilde hiergegen drüben, am See der Möhne! Die Hügel und Dörfer ringsum sind Tönen irdischer Glückseligkeiten, die nichts von wild rabendurchkrächzter Götterheide und rauhbrockigen Felssthronen wissen wollen. Aber dem großen, stillen Wasser und seinen wellenlinigen Bergen liegt die verträumte Weichheit des galiläischen Meeres. Aber den kleinen Waldstücken am See und den graugrünen Bergen der Ferne breitet sich der Segen unendlicher Ruhe, ein vom sanftesten aller Propheten gesprochenes „Friede sei mit euch“. Und darüber bäumen sich die ruhelosen Wolken zu ruhevollen, hohen Schneegebirgen. Sonnengeblitz bricht im breiten Strahlenbündel hinab zu kleinen Buchten, in denen zur Pfingstzeit der gelbe Ginster mannhoch blüht und das Wasser warmkosend bläuliche Opalringe mit Kornblumenfarbenem Kern in den milchigen Spiegel zaubert. O, wonnig ist dies große Wasser in seiner wohligenweichten Massigkeit und dem wechselnden Blau, das in märchenschönen Buchten überraschend in Alpenseengrün wechselt.

Auf der Höhe zu Drüggelte ist immerwährender Festtag hoher Linden. Darunter Bauernhöfe in Schattenkühle und zum See hinabsteigend ein Park heroisch geschlossener Bäume. Zwischen Gärten und Höfen ein unscheinbares Kapellchen, dessen Inneres das seltsamste aller Kapellen im Lande der Roten Erde ist. Eine dörfliche Moschee. Ein Zentralraum: Um vier umfangreiche Rundsäulen ein mädchenhafter Reigen von 12 schlanken Säulen mit zum Teil einfachen, zum Teil sehr sonderbaren Kapitälern. Zum Beispiel Männerköpfe mit geritzten Gesichtszügen, darüber Schlangen und Widderhörner. An anderen grobkantig geschnittene Kopfprofile, ungeheuer stilficher und dabei von einer Kindlichkeit zeugend, die an die Technik des Höhlenzeitalters erinnert. In den Wölbungen und der kleinen Chornische die Geheimniswürde ungeheuren Alters, wirksamer, eindringlicher als in manchen großen Kirchen. Und doch Sonnentrunkenheit um die Fenster und kühlendhelle Schatten in dem Raum, der ärmlich und seltsam ist wie eine Moschee in Bosnien.

Ganz anders das nahe Himmelspforten. Drei Barockaltäre mit Marmormedaillons, die am Hochaltar von weitem wie eingerahmtes Gefröse erscheinen. Schwerbeweglichkeit hat hier naturalistischen Ausdruck gefunden. Die Engel, welche die Himmelsfrau emporheben, sind ungeschlachte Fleischklumpen. Sie fliegen nicht,



Im Hönnetal

sie steigen schwermächtig und wühlen sich durch die Wolken. Ihre dicken Antlitz sind Wolfengesichter. Drunten elf starkbärtige Apostel und der engelhaft üppige, frauensüße Johannes, wie Schneewittchenzwerge um den Sarg Mariens geschart. Das cremefarbene Lebensgedärm ist von spärlichen Goldverzierungen gehoben. Merkwürdig schwerfälliger Prunk in einem Tal, das in seiner schlichtfrischen Keuschheit einen herben Gegensatz dazu bildet. Aber schön ist es, von einer Schönheit, die den Namen Himmelspforte ganz und gar

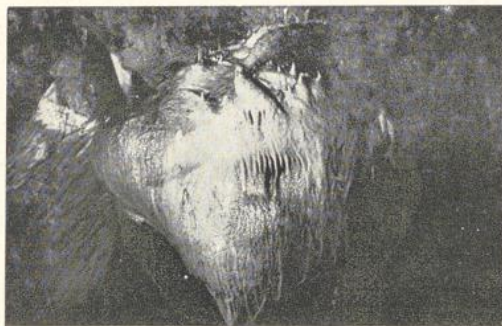


rechtfertigt. Auf lieblichem, bachdurchströmtem Wiesengrund weiden Kühe mit klingenden Schellen; an ginsterüberblühten Berghängen klettern Ziegen, und ringsum schließen waldgrüne Höhen das Tal.

Viel, viel stiller mit seinem Herdengeläut und dem Aveglöcklein seiner grauen Kirche ist es als das Hönnetal, das zwar menschenleer ist, aber übervoll von dem lauten Jubel der Felsen, deren Pracht himmelan steigt. Um den Mühlenwinkel bei Sanssouci prangt Naturrausch wie in irgendeinem Talfessel der Alpen. Blaugrüne Tumps bildet das Wasser, über das hin die gebundene, frachende Kraft des wandrechten Uhusfellsens, blühende, fedkletternde Rosensträucher an seinen dünnen Rissen, jähaufgerissenen Blicks schaut.

Am Felsenmeer ist eine Welt von Felsen durcheinandergestürzt. Verstummtes Donnern ungeheurer Kolosse, ein lautlos Schreien ringend aufzückender Felsengetüme. In die Tiefe steigen wir, zwängen uns durch Spalten, fühlen Eiskälte um Bein und Stirn und forschen in Nächte der Erde. Kühnes Gebäude chaotischer Schönheit; kein zweites weit und breit in deutschen Landen. Wilde Bloßlegung feenhafter Unterweltsprache, die uns in der Sundwig, Recken-, Decken- und Uttahöhle unzerstört entgegen treten.

Kirchender Unterwelt; weihervolle Gehänge umschatten tiefe Altäre; stille, pulsstockende, smaragdsaphirne Märchenweiher, auf deren Grund milchhelle Perlen glänzen und an deren Gestade alabastrerne, demantenüber-



Der Kopf des Höhlendrachens in der Uttendorfer Höhle

glitzerte Männlein stehen. Geisterhaft verwischt sind ihre Züge, aber sie leben. Sie leben. In den Düsternissen, wo man dem Herzschlag der gewaltigen Erde nahe scheint, glöht der flossengarstige, schleimglänzende, stachelkammwilde

Höhlendrachenkopf. Aus Winkeln, die stiller als der Tod sind, denen sanfter Karfunkelschein schwach entströmt, lachen fingerlange Elfenkinder. Und kleine Untiere grinsen von Decken und Rizen. Hundert mal hundert Krötenfinger tasten von den Gewölben, und in starrer Versteinerung ausruhend von sturmkühnen Fahrten, kampfscharf noch in der Ruhe, sitzt das Wikingerschiff auf trockenem Felsenriff. Ist's Frithjofs Barke? Ist hier der Hades der Normänner? Sind wir in Gudruns Totenhallen?

Draußen breitwallende Sonnenpracht in den Bergen zwischen Bilsstein und Iserlohn. Vom Danzturm bei Iserlohn ins Grünetal bei Dannenhöfer hinabzu- steigen, heißt in das Reich der Romantik sich begeben, in die Welt eines Lenau und Eichendorff. Der Blick vom Wixberg auf Altena ist ein Feenbild, das die berückendsten Traumgebilde der Phantasie erreicht, und der Niederblick vom Rammelshagen auf Verdohl ist feierlich wie Domgeläute und überwältigend wie ein Gang durch die Bergüberschwenglichkeiten Algeriens. In abendfeierlicher Berghalde liegt das alte Burgeniste Pungelscheid, das Stammhaus der Barone von Neuhoß. Das Hinterstübchen mit seinem Blick auf die Almen und Berge ist Balsam für die Seele, erd- überschattendes Ewigkeitsahnen, Jenseitsfriede.





In einem Bergtal bei Bilslein.

Der Wunderhäupter unter den Berggipfeln an der Lenne sind gar viele. Der herrlichsten eines ist das der Wilden Wiese. Ich sah ihr kahlerstürmtes Haupt mit den einzelnen, fahlschwarzgrünen Buschlinien unter bleigrauen Wolken und auslöschenden dunkelroten Sonnenbränden. Ein Weg reißt sturmwütig hinauf, und jähschief stehen darüber Viehhürden- gestänge und weißblühende Schlehenbüsche. Und einige Fichten, finster, wahnvolle, los-

gerissene Himmelspilger. Aber die einsame Wiese trillert ein Konzert von Lerchen.

Aber der Blick bergab, nach Westen! Besonnte Höhen, davor blauschwarzgraue Wälder und Wiesenberge, magisch wie im Mondenschein. Vorne, es war zu Pfingsten, unsäglich gelbes Lohen, eine große wilde Wiese voll orangebrennender Ginsterblüten, umsäumt von nonnenkühl weißen Schlehenbüschen. Von einfacher Großzügigkeit, einfarbig und mit gewaltig schweren Linien den Himmel hinan und hinab deckend, die Berge; und über ihnen weiße Wolken, von Silberflammen durchglüht.

Zu Füßen Glinge, ein kleiner feiner Himmelsfriede an jenem arbeitsfriedlichen Nachmittag, der die Sonne sich gefallen ließ und dem geruhvollen Abend sich nahte. Hier wie in Rönkhausen reizende Häuser, und hier und da auch ein treuherziger Spruch, wie der: „Sant AGata Du Christi Branth Disses Haus Sol Dir seyn anvertraut, bewahre es für Feuer Und Brand, darzu unser Ganfes Uatter. Land und die ein. Wohner ins Himmel. Reich Amen. anno 1800.“

Drüben, bei Altendorn, schmückt die Waldenburger Kapelle eine kleine Waldlichtung, andächtig und schneeweiß wie eine Erscheinung. Feinjüngferliche Frömmigkeit, mitten in tannendurchwürzter Waldhöheit. Und droben, unter Bäumen, die gespenstische Waldenburg selbst. Eine lebensvollere Kenne ich im ganzen Lande nicht. Der Turm ist wie der todwundzerrissene Leib eines stracksteifen Lindwurms. Leichen von Untieren rundum und faulende Bäume, deren entblößtes Wurzelwerk schreckende Fragen, klawende Wolfsmäuler sind. Rotgoldenes Laub deckt die wilde Stätte. Morgensonne bricht eine bleichfunkelnde Strahlenbahn durch die grünen, nebeldurchwölkten Gewölbe des Waldes hinab zum rothbraunen Lindwurmwunder des hehr aufgerichteten Berges. Drunten aber fließt manierlich über kleine, regelmäßig geschrägte Basaltkaskaden ein Bächlein, sitzsam behütet von hohen Buchen. Und rundum grüne Lockungen, die aus blauhimmelumspannten Nebeln aufwachsen.

Jenseits des Homert der lieblichste aller Seenspiegel Westfalens, die Glör. Ein Kabinettstück, das schottischen Landschaften ähnelt. Ein glanzumbadetes felskap im Wasser, und Wälder, die behaglich zu grünen Angern am See hintreten. Im berggewaltigen Volmetal die Priorlinde, ein Gigantenkandelaber, seine Arme wie aus Elefantenbeinen zusammengesetzt, ein grüner Riesenleuchter, den die Natur des Volmetals auf eine ihrer Altanen gestellt hat. Jenseits der hohen Talwand horstet die alte Lim-



burg auf der Höhe. Ihr Torweg ist ein Meisterstück märchenhafter Burgenromantik, an das die mordende Zeit ihre Künstlerhand gelegt hat. Im stillen, fast ärmlichen Bereich des Schloßhofes ein Brunnenbau mit zierhaftem Eisengelock.

\*

Eine Stunde weiter, und die surrenden, zungen-geläufigen Lieder der Rädermillionenumschwirren uns. Aber selbst hier noch, zwischen Hochöfen und ruhigen Essen, atmen Naturpracht und Kunst. Die neuere Zeit hat sich freilich nur sehr unterschiedlich und im ganzen selten rühmlich betätigt. In Dortmund ist dem englisch-gotischen Towerstil des Postgebäudes am Hiltropwall der babylonische Palastbau des Stadttheaters gegenübergesetzt, dessen Rückseite anziehender ist als die Vorderfront, und dessen Wandelgang mit dem behelmten Musiktempel trotz der Dürftigkeit der Pfeiler des Arkadenganges eine romantische Note ins Bild trägt. Das Mauerwerk des alten Rathauses aber hat noch altromanische Art, die auf ungeheurer stolze Ahnen zurückblickt, eine Kette, die sich bis in die Gefilde von Hierapolis und Persepolis zurückverfolgen läßt. Gut paßt der bronzebeslagene Holzreiß an der überdachten Treppe: Schlagbereiter, wuchtvoller Geist, Tragkraft des alten Hauses, während der Marktbrunnen mit seinem das Horn ausgießenden Bläser von gemächlicherer Zeit spricht.

Nichts aber ist vom Orient zu spüren, wo der Dortmunder Bürger sein Heim und seine Festhalle ausstattet. Der mächtige Rathausaal mit seinem Balkendach und den geschnitzten Königsmännern an den Stützen ist eine altgermanische, altfächische Trinkhalle. Der Feste sind hier große und schöne gefeiert worden, wenn auch die alte Zier verschwunden und sinnesähnliche, neue, an ihre Stelle gerückt wurde. Prunkvoll wie im Nacher Kaiseraal muß es gewesen sein, als man den Kaiser Karl IV. und sein pompös anmaßendes Gefolge hoher Herren hier mit den magenbelustigenden Gaben des westfälischen Paradieses bewirtete, und als die Kaiserin Elisabeth bald darauf zu Gaste weilte und auf ihren Wunsch ein Tanz der Bürger sich dem Mahle anschloß. Altgoldene Zeiten, halb zu Märchen gewordene.

Bochum, das den schönsten Stadtpark im westfälischen Industriegau geschaffen hat, besitzt an alten Werken der Kunst nicht viele. Aber um das urälteste derselben, den romanischen Taufstein in der Peter-Paul-Kirche, darf es ganz Westfalen beneiden. Der nicht besonders große Steintrog ist typisch altorientalisch und mit Schmuckmotiven und szenischen Darstellungen umkleidet, die überraschend an Persien gemahnen. Sie sind weit gröber in den Umrissen als die des Taufsteins zu Freckenhorst, übertreffen jene aber an dramatischer Lebhaftigkeit. Wie unwiderstehlich

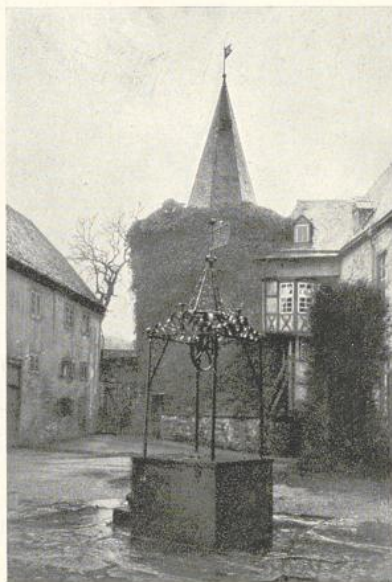


Landschaft bei Dahl im Volmetal



paßend ist das Mahen der drei Könige! Wie sie eilen, wie sie drängen, wie feierlich würdevoll sie sind und wie prächtig die Schattenwirkung ist, die sie auslösen! In der Entwicklung begriffene Kunst, unvollendet und possierlich, kaulquappenhaft, und doch im Unvollendeten schon Vollkommenes aufweisend.

Nördlich, nahe bei Herne auf dem Wege nach Redlinghausen, liegt ein gewaltiges Wasserhloß. Barockgeländer täuscht amoureuse Galanterien vor. Doch längst ist solche Zeit vorbei und noch länger jene, als Jost von Strünkfede, der wildeste Ritter im Münsterlande, in diesem Wasserkastell saß und Bürger und Bauern jagte, bis die Redlinghauser, toll gemacht wie gereizte Wespen, über den Gefürchteten herfielen und ihn mit Ästen, Schipp' und Beilen erschlugen. Ein aufsprühender Balladenfunke im arbeitsernstigen Lande. Der Ritter ist längst irgendwo vermodert. Die Sonne aber wirft goldene Lichtdecken über die Mauern und Geländer des Schlosses, und aus den Wassern wächst schwertlilienblauer Schattenschein über den wappenstolzen Mitteltrakt. In der halbdunklen Fensterdecke eines engen Ganges stehen ein paar braungerostete Harnischgestalten. Zwei echte, rechte, verrostete Strauchritter mit herabgelassenem Visir. Ists der hundstolle Jost selber und sein Knappengenos? Der romantischste Winkel ist im ganzen Bau. Ich zweifle nicht, daß zu gewissen Stunden diese Eisenmänner, die schon bei taglichter Zeit urlebendig anmuten, sich regen und im Schloß und auf den sumpfigen Wiesen, wo Jost unter den Hieben der Redlinghauser verblutete, herumspuken . . .



Im Schloßhof der Hohenlimburg